

Birgit Panke-Kochinke

# **Forschungsmoral in der qualitativen Sozial- und Gesundheitsforschung**

**Konflikte – Reflexion – Expertise**

Birgit Panke-Kochinke

Forschungsmoral in der qualitativen  
Sozial- und Gesundheitsforschung



Birgit Panke-Kochinke

# **Forschungsmoral in der qualitativen Sozial- und Gesundheitsforschung**

Konflikte – Reflexion – Expertise

Tectum Verlag

Birgit Panke-Kochinke

Forschungsmoral in der qualitativen Sozial- und Gesundheitsforschung  
Konflikte – Reflexion – Expertise

© Tectum Verlag – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2021  
ePDF 978-3-8288-7738-2

(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Werk unter der ISBN 978-3-8288-4662-3  
im Tectum Verlag erschienen.)

Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung  
bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet  
[www.tectum-verlag.de](http://www.tectum-verlag.de)

**Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Angaben  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

## Inhalt

|                                                                                           |            |
|-------------------------------------------------------------------------------------------|------------|
| <b>Vorwort .....</b>                                                                      | <b>VII</b> |
| <b>1. Einleitung.....</b>                                                                 | <b>1</b>   |
| 1.1. Zentrale Fragen .....                                                                | 1          |
| 1.2. Sinn der Erkenntnis und Verwertungsaspekt.....                                       | 2          |
| 1.3. Methodologische Vorüberlegungen .....                                                | 5          |
| <b>2. Heuristisches Rahmenmodell .....</b>                                                | <b>9</b>   |
| 2.1. Die individuelle Moral und ihre Funktion<br>im gesellschaftlichen System.....        | 11         |
| 2.2. Die psychische Disposition des Einzelnen<br>und die Wirkungsweise des Sozialen ..... | 12         |
| 2.3. Die Moral als Dispositiv der Macht und Werkzeugkisten<br>als Methoden .....          | 14         |
| 2.4. Modellierung der Heuristik 1: Definition .....                                       | 15         |
| <b>3. Begriff der Forschungsmoral .....</b>                                               | <b>19</b>  |
| 3.1. Begriff als Leerstelle .....                                                         | 19         |
| 3.2. Begriff als Instrument .....                                                         | 21         |
| 3.3. Der wissenschaftliche Diskurs .....                                                  | 25         |
| 3.3.1. Moralisch konnotierte Konfliktfelder .....                                         | 25         |
| 3.3.2. Zusammenfassung oder die zehn Stolpersteine<br>der Forschungsmoral .....           | 44         |
| 3.3.3. Ethische Normierungen .....                                                        | 46         |

|                                                                    |            |
|--------------------------------------------------------------------|------------|
| 3.4. Modellierung der Heuristik 2: Suchstrategie und Methoden .... | 52         |
| <b>4. Wissenschaftliche Publikationen .....</b>                    | <b>55</b>  |
| 4.1. Professionssoziologische Aspekte.....                         | 56         |
| 4.2. Qualitative empirische Forschung.....                         | 59         |
| 4.2.1. Ethnopschoanalyse .....                                     | 63         |
| 4.3. Vulnerable Personengruppen .....                              | 66         |
| 4.4. Forschungsergebnisse.....                                     | 68         |
| 4.4.1. Die zehn Gebote der Forschungsmoral .....                   | 79         |
| 4.5. Zusammenfassung .....                                         | 81         |
| <b>5. Expertise .....</b>                                          | <b>89</b>  |
| 5.1. Konfliktfeldanalyse .....                                     | 89         |
| 5.2. Didaktische Analyse.....                                      | 94         |
| 5.2.1. Didaktisches Ziel .....                                     | 94         |
| 5.2.2. Inhaltliche Kategorien.....                                 | 100        |
| 5.2.3. Didaktischer Rahmen .....                                   | 106        |
| <b>7. Literaturverzeichnis .....</b>                               | <b>111</b> |
| <b>8. Anhang.....</b>                                              | <b>119</b> |
| 8.1. Tabelle 4: Übersicht der Publikationen .....                  | 119        |

## Vorwort

Einige persönliche Anmerkungen zu Beginn. Sie erklären meine Motivation mich mit dem Thema Forschungsmoral auseinanderzusetzen. Seit mehr als zwanzig Jahren beschäftige ich mich in meinen empirisch angelegten wissenschaftlichen Studien mit Menschen, die Gewalt erleben oder erlebt haben (vgl. z.B. Panke-Kochinke und Schaidhammer-Placke, 2002, Panke-Kochinke, 2008) und mit Menschen, die chronisch krank sind (Panke-Kochinke, 2013; Panke-Kochinke, 2016). Ich tue das mithilfe qualitativer Methoden der Sozial- und Gesundheitsforschung. Ich habe Menschen gefragt, was sie erleben und erlebt haben, erfragt, wie sie mit ihren Erfahrungen umgehen. Ich war bei ihnen zu Hause. Ich wurde von ihnen zum Essen eingeladen. Ich habe sie an ihrem Arbeitsplatz besucht. Ich war auf einer gerontopsychiatrischen Station. Ich habe mich mit ehemaligen Kriegskrankenschwestern des Zweiten Weltkrieges getroffen. Und zwanzig Jahre lang habe ich versucht, alle diese Menschen zu verstehen. Zunehmend merkte ich, dass ich betroffen war, verwirrt bisweilen und fasziniert davon, wie Menschen mit diesen Erfahrungen leben können und wie sie diese verarbeiten. Ich spürte mich selbst als eine Art Resonanzraum für diese Erfahrungen. Ich war betroffen und habe doch in keiner meiner Veröffentlichungen darüber gesprochen, was mit mir während dieses Forschungsprozesses passierte. Ich traf die Entscheidung, meine Gefühle aus den Texten herauszuhalten. Die Publikationen referierten Positionen, Erfahrungen und Erlebnisse. Sie konzentrierten sich darauf, Wege zur Unterstützung aufzuweisen: Resilienz war einer der Zauberbegriffe, die mir dazu einfielen. Bewältigungsstrategien standen im Mittelpunkt meiner Analysen.

In meinen Forschungsprojekten, die sich mit Menschen mit Demenz, Parkinson und Multipler Sklerose beschäftigten, brach sich dann zunehmend die Erkenntnis Bahn, dass ich auf diesem Wege Wesentliches ausblendete: die Seite der Berührung, die deprimierend und zerstöre-



risch war, für mich und die anderen. Ich begann, diese Fragen auf Kongressen, in Vorträgen und in Publikationen gemeinsam mit anderen Wissenschaftlerinnen zu formulieren (vgl. z.B. (Panke-Kochinke, 2013; Nover, et al. 2015). Und ich hatte Angst vor den Reaktionen einer wissenschaftlichen Gemeinschaft, die gemeinhin solche Fragen ungern zulässt. In der sachlich konnotierten Wissenschaftssprache fand ich dafür zunächst nicht wirklich eine Ausdrucksform. Ich wusste, dass meine Selbstzweifel ein wichtiger Teil meiner Forschung waren. Ich wusste, dass ich meine moralischen Grundwerte in die Analyse meines Materials eingebracht hatte ohne das hinreichend zu reflektieren. Und ich wusste, dass es Zeit war, das zu formulieren. Das hieß aber, mich als lebende und handelnde Privatperson zumindest in forschungsrelevanten Kontexten zu veröffentlichen und das bereitete mir einiges Unbehagen.

Mittlerweile habe ich einen Weg gefunden, mich diesem Thema erneut zu stellen. Ich habe dafür den Begriff der „Forschungsmoral“ gewählt. Unterstützt durch ein sorgfältiges Lesen des Manuskriptes hat mich dabei Stefanie Prange. Herzlichen Dank dafür.

# 1. Einleitung

## 1.1. Zentrale Fragen

Dass Forschende<sup>1</sup> sich mit den ethischen Rahmenbedingungen ihrer Forschung auseinandersetzen und diese Vorgaben in der Planung und Umsetzung sowie Reflexion einer empirischen Studie berücksichtigen müssen, gehört mittlerweile zum notwendigen theoretischen Rüstzeug, das forschungspraktisches Denken und Handeln normativ bestimmen soll (vgl. exemplarisch (DGS 2017; RatSWD 2017). Ethikkommissionen überprüfen die Konsistenz eines forschungsethischen Gerüstes für geplante empirische Studien. Ethische Norm- und Wertevorgaben strukturieren dieselben vor allem dann, wenn vulnerable Personengruppen in einen solchen Forschungsprozess involviert sind. Und insbesondere in qualitativ angelegten Studien, die zumeist einen direkten Feldzugang und damit oft intensiven Kontakt zu den „Beforschten“<sup>2</sup> und ihrem sozialen Umfeld erfordern, ist zu vermuten, dass im Forschungsprozess moralisch konnotierte Konflikte auftreten und in der jeweiligen Situation handlungspraktisch gelöst werden sollen. In der öffentlichen Präsentation der Ergebnisse im Rahmen von Publikationen, Vorträgen, in Seminaren und Kolloquien wird zwar die korrekte Erfüllung von

---

1 Ich habe mich entschieden, den Begriff „Forschende“ im Plural zu wählen. Damit sind für mich selbstverständlich alle Formen von Geschlechteridentitäten angesprochen.

2 Ich habe durchgängig den Begriff „Beforschte“ im Plural gewählt. Das hat die gleichen Gründe wie in Anmerkung 1 ausgeführt. Zudem habe ich ihn in Anführungsstriche gesetzt. Das drückt für mich einen Widerspruch aus. Der Begriff „Beforschte“ suggeriert so auf der einen Seite eine Perspektive, die das Subjekt des Forschungsgegenübers nur ansatzweise berücksichtigt und damit kritisch zu sehen ist und entspricht dabei doch genau dem Blick, den Forschende oft auf diese Menschen haben.

ethischen Vorgaben in einer strukturierten Form der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorgestellt. Limitationen und Perspektiven für künftige Forschungen werden benannt. Unklar bleibt jedoch weitgehend, was eigentlich in dem Forschungsprozess selbst passiert. Wie also wirkt sich die moralische Haltung der Forschenden in ihrem Forschungsprozess aus? Wie lösen sie moralisch konnotierte Konflikte in der konkreten Handlungssituation? Und – lassen sich über die veröffentlichte Formulierung der Forschungsergebnisse als explizite Form der wissenschaftlichen Erkenntnis möglicherweise einzelne Elemente rekonstruieren, die auf diese Konflikte verweisen? Wie passt der Umgang mit moralischen Konflikten in konkreten Entscheidungssituationen im Forschungsprozess zu der wissenschaftsethischen Normierung? Und letztendlich auch – wie kann es gelingen Forschende dabei zu unterstützen, diese Konflikte „gut“ zu lösen? Das waren Fragen, die ich stellen und auf die ich Antworten suchen wollte.

## **1.2. Sinn der Erkenntnis und Verwertungsaspekt**

Welchen Sinn macht im Rahmen dieser Motivation eine Analyse von Publikationen? Welcher Erkenntnisgewinn könnte sich unter dem gewählten Blickwinkel ergeben? Welche Probleme werden erkennbar und welche handlungspraktischen Lösungsperspektiven sind immanent erkennbar und können exmanent formuliert werden?

Meines Erachtens, als Resultat eigener Forschungserfahrungen (vgl. z.B. Nover, et al. 2015; Panke-Kochinke, 2013; Panke-Kochinke, 2016) und als Ergebnis der Beiträge, die sich in dem von Sabine Nover und mir herausgegebenen Sammelband über qualitative Pflegeforschung ergeben haben (Nover und Panke-Kochinke 2021) stehen Forschende zum einen oft vor dem Problem, Studien so konzipieren und durchführen zu müssen, wie es ihnen der Mainstream von drittmittelfinanzierten Institutionen vorzugeben scheint. Diese strukturellen Rahmenbedingungen bringen Studiendesigns hervor, die nicht unbedingt immer der Expertise, verstanden als reflektierte Erfahrungen der Antragstellenden, entsprechen. Das ist ein Problem des Systems Wissenschaft und seiner gesellschaftspolitischen Einbindung.

Zum andern tauchen im Forschungsprozess selbst moralisch konnotierte Dilemmata auf, die in der konkreten Entscheidungssituation nicht oder nur ungenügend bewältigt werden können (Geimer 2011; Eise-wicht und Hitzler 2019). Sie werden selten zum Gegenstand der Analyse gemacht, sondern verschwinden oft hinter einer Mauer von

Schweigen und/oder Rationalisierungen, werden sie doch als persönliche Schwäche oder Versagen des Forschenden gedeutet. Das passiert z.B. auch dann, wenn es begleitende Gespräche in Forschergruppen respektive Supervisionsangebote gibt. Es handelt sich eigentlich um bekannte, und in methodologischen Kontexten im Prinzip bereits gut reflektierte Probleme – vor allem in der qualitativ ausgerichteten empirischen Feldforschung, die das Gestrüpp aus Angst, Verdrängung, also den blinden Flecken in der Forschungshaltung, hinreichend genau bezeichnen (vgl. z.B. Devereux 1973). Es erscheint allerdings schlechterdings oft wenig erfolgversprechend, sich selbst mit diesen eigenen Problemen in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zu präsentieren, stellen sie doch genau das in Frage, was als Kompetenz bezeichnet wird.

Auf der anderen Seite: Genau die Konflikte, Angst und Irritationen, aber auch die höchst menschliche Nähe zu den „Beforschten“, die in einem Forschungsprozess in dem Kontakt zwischen den Forschungsteilnehmenden auftreten sind es, die in der qualitativen empirischen Sozial- und Gesundheitsforschung reflektiert werden können. Sie ermöglichen Verstehensprozesse. Das ist einer der erkenntnistheoretischen Standards qualitativer Forschung. So werden z.B. speziell in der ethnomethodologisch und/oder ethnographisch orientierten Forschung und generell in der Feldforschung, diese Spannungen und überaus menschlichen Prozesse des Distanzverlustes zum Forschungsgegenstand diskutiert. Zudem – die Konfrontation mit anderen oder ähnlichen Lebenswelten erzeugt immer dann, wenn sich Forschende auf dieses Feld einlassen eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Moralkorsett. Dieses sollte man zwar metaphorisch gesprochen an der Tür zum Forschungsfeld abgeben und offen sein gegenüber dem Fremden, das einem begegnet. Diese Maxime scheint jedoch nur bedingt zu funktionieren. Darüber hinaus stellen sich weitere Fragen. Ist es gut und richtig, wenn „Beforschte“ zu Freunden werden? Nutzt man diese aus? Kann man Schaden von ihnen abwenden? Ist das, was man erfährt nicht einfach zu intim um es veröffentlichen zu können? Und leidet man nicht selbst über Gebühr daran, dass man mit dem Leid und Elend der „Beforschten“ konfrontiert wird? Wie geht man mit den Abwehrmechanismen um, die entstehen, wenn man verdrängen muss, was man nicht hören und ertragen kann und will?

Es könnte – und damit beschreibe ich lediglich eine moralisch konnotierte Hoffnung – gut und richtig sein, genau diese Probleme exakter beschreiben und vor allem benennen zu können, damit sich nicht der

Eindruck der theoretischen Perfektion an dem konkreten amoralischen Handeln und einer entsprechenden Haltung so bricht, dass Forschungsergebnisse zwar formal in den Gestus der qualitativen Methodologie passen und zudem ethische Standards scheinbar angemessen berücksichtigen, real aber eher rationalistisch gefärbte Selbstbestätigungsmechanismen erschließen als Erkenntnisfortschritte und das meint explizit die Akzeptanz der Grenzen derselben zu erfassen. Von einer Forschung, die eher irreleitende Wasserkopfphänomene hervorbringt und diese perpetuiert ließe sich dann vielleicht der Schritt hin zu einer empirischen Forschung öffnen, die nicht nur ethische Normierungen formuliert, sondern auf dem Wege ist die eigenen oft gar nicht so reinen moralischen Haltungen zu berücksichtigen um sich ganz handlungspraktisch den eigenen Grenzen zu stellen. Wie man das tun kann, dafür gibt es in der Sekundärliteratur bereits eine Reihe von Hinweisen, die es zusammenzutragen und kritisch zu beleuchten gilt (vgl. Kapitel 3.3.).

Und – wenn es um die Frage einer praktischen Verwertung geht – diese lässt sich zumindest perspektivisch als ein konkretes handlungspraktisches Ziel ausweisen. Folgende Überlegungen leiten mich dabei:

Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) weist exemplarisch in ihrem Ethikkodex darauf hin, dass es für die Ausbildung von zukünftigen Forschenden wichtig ist, sie bereits im Studium über die ethischen Optionen ihrer Forschung nicht nur hinreichend zu informieren, sondern auf die Schwierigkeiten vorzubereiten, denen sie im Prozess der empirischen Forschung ausgesetzt sind (DGS 2017). Ich gehe, diesem Anspruch folgend, davon aus, dass es sinnvoll ist, Studierende und Promovenden bzw. wissenschaftliche Mitarbeitende im Rahmen ihrer Aus-, Fort- und Weiterbildung über die ganz konkreten Schwierigkeiten und Fallstricke zu informieren, die sie in ihrem Forschungsfeld erfahren können – eine davon ist die Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Forschungsmoral. Das impliziert ein Problembewusstsein, das sich in konkreten Handlungssituationen und deren Reflexion manifestiert. Ebenso wie in der schulischen Ausbildung lernen Menschen am besten im Handeln. Doch dazu braucht es eine gute Vorbereitung und Begleitung. Meine Überlegungen gehen unter der didaktisch-methodischen Perspektive einer konstruktivistischen (Reich 2008) respektive Ermöglichungsdidaktik (Arnold und Gómez Tutor, 2007; Arnold, 2009) davon aus, dass dabei die Konstruktion entsprechender „Lernsituationen“ auch für Hochschulcurricula sinnvoll ist. Das steuert zwar bisher nicht eindeutig nachweisbar implizite Denkmuster, kann aber hilfreich sein, um sich auf Konfliktsituationen im konkreten Forschungsprozess vorzubereiten. Solche